



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller-Heymer, Paul: Englands Pakte mit Portugal

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bestrebungen anzugeben. Auf staatsrechtlichem Wege suchen sie keine Vereinigung; ein handelspolitisches Bündnis zu schließen — so wurde wiederholt ausgeführt — sei noch nicht an der Zeit, ein militärisches könne nicht in Frage kommen. So bleiben die erwähnten Verbindungen und die skandinavischen Schifffahrtslinien, wie ein Anhänger des Skandinavismus in einer Rede in Christiania feststellte.

Sozialdemokratie und Liberalismus stellen die Ziele des Skandinavismus der Politik der Aktivisten gegenüber, eine Gegenüberstellung, die jedoch zu Unrecht erfolgt, da auch die Aktivisten für ein gemeinschaftliches Wirken aller drei skandinavischen Staaten eintreten. Sie glauben nur, daß dieses Zusammenarbeiten nichts bedeutet, wenn nicht eine bewaffnete Macht dahinter steht, die jederzeit bereit ist, für die Ideen des Skandinavismus zu kämpfen. Die Aktivisten wollen darum Schweden, von dem sie in erster Linie wegen seines Wald- und Erzeichtums und seiner Wasserfälle eine glänzende ökonomische und finanzielle Entwicklung erhoffen, zum führenden Staate im Norden machen. Zu diesem Zwecke sehen sie es als ihre Aufgabe an, im Kampfe gegen Rußland die Grenzen gegen Osten zu sichern und dadurch für alle Zeit die Unabhängigkeit zu erkämpfen. Sie glauben, daß es jetzt an der Zeit ist, die Großmachtstellung Schwedens wieder zu erwecken. Nur auf der Grundlage dieser geschichtlichen Entwicklung glauben sie an ein unabhängiges und kraftvolles Skandinavien.



Englands Pakte mit Portugal

Von Dr. Paul Müller-Heymer

Gewisse weniger bekannt gewordene politische Vorgänge im Frühjahr 1913 gaben dem Verfasser Anlaß, sich damals in London das gesamte zugängliche Quellenmaterial über das Bündnisverhältnis zwischen England und Portugal vorlegen zu lassen. Im nachstehenden sind diese authentischen Aufzeichnungen aus den jetzt wohl jedem Deutschen verschlossenen englischen Dokumenten benützt.



gelegentlich des Eintritts des iberischen Kleinstaates in den Weltkrieg sind im englischen Parlament von den Regierungsvertretern wieder die üblichen Phrasen vom „traditionellen Freundschafts- und Bündnisverhältnis“ zwischen England und Portugal gefallen. Gleichzeitig wurde Reuters beauftragt, in einer lakonischen Notiz zu berichten, daß sich das gegenwärtige Bündnis auf den Vertrag von 1873 stütze.

Dieser offizielle englische Hinweis ist allerdings formell richtig. Es gibt eine Depesche des Lord Granville vom 19. Februar 1873, die aber inhaltlich auch nur wiederum einen Hinweis auf das Bestehen älterer Vertragsverpflichtungen zwischen England und Portugal bildet und hieraus das Recht Portugals auf englischen Schutz gegenüber einem Angriff auswärtiger Feinde ableitet.

Den Grundstein des englisch-portugiesischen Freundschaftsverhältnisses bildet der Londoner Vertrag vom 16. Juni 1373, worin sich Eduard, König von England, und Ferdinand von Portugal und Algarve für ihre Person und für ihre beiderseitigen Nachfolger zusicherten: „gegenseitig Freunde ihrer Freunde und Feinde ihrer Feinde“ sein zu wollen. Dreizehn Jahre später wurde die Freundschaftsbeteuerung in einem am 9. Mai 1386 zu Windsor geschlossenen Vertrag erneuert.

Eine kritische Abwertung dieser beiden grundlegenden Pakte des anglo-portugiesischen Einvernehmens wird dahingehen, daß die beiden Völker an der Schließung der Verträge keinen Anteil hatten. Es waren Freundschaftsver Versicherungen mehr persönlicher Art zwischen den beiden Herrscherhäusern. Zudem waren diese Zusicherungen höchst allgemein und nichtsagend gehalten. Daher mußte, als sich drei Jahrhunderte später aus der politischen Konstellation ein Annäherungsbedürfnis zwischen England und Portugal ergab, dem „Bündnis“ durch ergänzende und auslegende Verträge erst einmal ein Inhalt und eine bestimmtere Form gegeben werden.

Hieraus ergibt sich die zweite Vertragsserie, die die im Zeitabschnitt 1642 bis 1702 geschlossenen Verträge umspannt. Die beiden ersten dieser Verträge wurden am 29. Januar 1642 und am 20. Juli 1654 abgeschlossen. Beide weisen auf die ersten grundlegenden englisch-portugiesischen Freundschaftskontrakte zurück. Inhaltlich bieten also auch sie wenig, was zur heutigen Stunde bemerkenswert wäre. Charakteristisch ist aber, daß nunmehr das vor drei Jahrhunderten noch rein dynastische Moment von dem Interesse des Staates abgelöst worden ist. Am 20. Juli 1654 war auf englischer Seite Cromwell Vertragsgerent. Der Lord-Protector zeichne natürlich nicht wie einst Eduard im eigenen Interesse, sondern im Namen der damaligen englischen Republik.

Die ersten genau präzisierten Abmachungen datieren vom 28. April 1660. Zu Whitehall berieten und einigten sich damals das englische „Common Wealth“ und der „König von Portugal, Afrika und Indien“. Tempora mutantur! Heute fährt eine sehr zusammengeschrumpfte portugiesische Republik im Schlepptau eines englischen Königreiches. Aber nicht nur die Regierungsform wurde von beiden Staaten im Wandel der Zeiten ausgetauscht. Auch inhaltlich sind die damaligen Vertragsbedingungen durch die Lage beider Länder im jetzigen Weltkrieg geradezu auf den Kopf gestellt worden. Denn damals erhielt zu Whitehall der portugiesische König das Recht zugesprochen, „je 4000 Soldaten in England, Schottland und Irland anzuwerben und 24 Schiffe zu Kriegszwecken zu heuern“. Eine seltsame Ironie will es, daß heute auf Grund auch dieses niemals aufgehobenen und daher formell noch jetzt zu Recht bestehenden Vertrages nicht Portugal von England, sondern England von Portugal die Charterung von in portugiesischen Häfen liegenden Schiffen verlangt hat!

Im Jahre 1661 versprach England seinem lusitanischen Verbündeten feierlich, weder Jamaica noch Dünkirchen an den König von Kastilien auszuliefern. Wenn England diesen Vertrag ebenso selbstwillig auslegt wie den

des Vorjahres, so dürfte es sich durch den Weltkrieg vielleicht zu der Ergänzung bewogen fühlen, daß Dünkirchen auch nicht an die französische Republik ausgeliefert werden soll.

Übrigens hat England seine Verpflichtungen aus der „traditionellen Freundschaft“ niemals erfüllt. In einer Geheimklausel versprach König Karl der Zweite von England als Gatte der Infantin Katharina von Portugal: „aus Dankbarkeit für das große Heiratsgut alle Eroberungen und Kolonien der Krone Portugal zu beschützen und zu verteidigen“. Aber Ostindien ging verloren, ohne daß ein englisches Hilfskorps erschien; das südamerikanische Kolonialreich Portugals ging in Trümmer trotz aller Versprechungen englischen Schutzes.

Zu Lissabon wurde im Jahre 1702 erneut ein englisch-portugiesisch-holländisches Bündnis geschlossen, das sich gegen Frankreich und Spanien richtete. Bemerkenswert ist die Bestimmung, daß alle an die portugiesische Küste entsandten Kriegsschiffe dem Befehle des Königs von Portugal zu unterstellen seien. Die englischen Dreadnaughts müßten sich also bei einer etwaigen Benutzung portugiesischer Häfen dem Wortlaut des Bündnisses vom 16. Mai 1702 zufolge unter portugiesisches Kommando stellen, ein Bild, das man sich allerdings nur schwer ausmalen kann und das wohl kaum Wirklichkeit werden dürfte.

Und doch ist der letztgenannte in Wahrheit der modernste in der Reihe der englisch-portugiesischen Bündnisverträge. Er und seine Vorgänger wurden in der Folgezeit lediglich bestätigt. So in der eingangs erwähnten Depesche des Lord Granville vom 19. Februar 1873; so auch in den jüngsten offiziellen Verlautbarungen Englands während des Krieges.

Zum Schlusse möchte ich noch — wenn auch nur der Kuriosität halber — eine englische Denkschrift vor der Vergessenheit bewahren, die zu Anfang 1913 von zwei bekannten Männern des englischen öffentlichen Lebens, nämlich dem Vorsitzenden der Antisklavereigesellschaft und namhaften Afrikareisenden John S. Harris und von Mr. J. St. Loe Strachey, dem Herausgeber der englischen konservativen Wochenschrift „Spectator“ gemeinsam verfaßt und an die Mitglieder des Parlaments gerichtet wurde. Hierin wurde der Beweis geführt, daß unter direkter Duldung, ja Begünstigung der portugiesischen Regierung noch in der Gegenwart ein überaus lebhafter Sklavenhandel zwischen der portugiesischen Westküste Afrikas, Angola, und den portugiesischen Kakaoinseln San Thomé und Príncipe im Busen von Guinea getrieben wird.

Die Denkschrift führte auch zu einer Anfrage im Unterhaus, die vom Regierungstisch aus ablehnend beantwortet wurde. Indem so England ein weites Herz gegenüber dem Sklavenhalterstaat Portugal bewies, konnte es unangefochten von den kleinlichen moralischen Hemmungen der Herren Harris und St. Loe Strachey den Beitritt seines Vasallen zum Kampfe gegen deutsches Hunnentum erzwingen unter Berufung auf jene „vielhundertjährige traditionelle Vertrags- und Freundschaftsbande“, deren Wert und Unwert wir im Vorhergehenden kritisch beleuchtet haben.



Dichterische und unterhaltende Erzählungskunst

Von Dr. Hanns Martin Elster



aß die Flut der literarischen Neuerscheinungen gegenwärtig fühlbar abgenommen hat, kann nur zu den wohlthuenden Folgen des Krieges gerechnet werden. Der Büchermarkt vor dem August 1914 war nachgerade bis zur Verzweiflung des einsichtigen Literaturfreundes überschwemmt mit wertlosen Romanen und Novellen, die das Lebensvolle und Kunstgeborene mehr und mehr aus dem Gesichtskreis des weiteren Leserkreises verdrängten, so daß die Befürchtung nahe lag, das Unterhaltungsmoment werde noch zum alleinseligmachenden Kriterium für die Beurteilung literarischen Schaffens erhoben werden. Auch hier schaffte der Krieg Wandel. Man wandte sich wieder voll erfrischender Energie der einzig sinnvollen Aufgabe dichterischen Erzählens zu: der Lebens- und Erlebnisoffenbarung. Die Neuerscheinungen des vergangenen Jahres kennzeichnen sich nach dieser Richtung. In ihnen wirkt sich der Wille aus, in alle Geheimnisse und Abgründe, Breiten und Ebenen, Winkel und Wirrnisse des menschlichen Seins und Wesens zu bringen, um den wahren Sinn und Gehalt, die echte Aufgabe des Einzel- und Gemeinschaftslebens zu erkennen und die Energien des menschlichen Erlebnisvermögens auf einen Generalnenner zu bringen. Gewiß war dieser Wille auch schon vor dem Kriege in unserer jüngsten Literatur spürbar, endete damals aber meist im tiefsten geistigen Pessimismus, während der Kriegsausbruch die Segel des Lebensschiffleins wieder mit Bejahungsmut und Hoffnungen schwellte. So erscheint wenigstens das Bild der Vergangenheit und Gegenwart in einer großen Reihe von Romanen, die zwar schon in Kriegszeiten geschrieben, mit rückblickender Perspektive arbeiten, also bis zu einem bestimmten Grade tendenziös aufgebaut sind. Doch auch in Büchern, deren Entstehungszeit vor dem Kriege liegt und deren Stoffwelt dem Kriege fernsteht, macht sich jene mephistophelische Unterströmung bemerkbar, die nur selten von der philosophischen oder schaffenden Kraft der Weltanschauung des Dichters zur Lebensbejahung geführt wird. Jedenfalls bedeutet der Kriegsausbruch und der Krieg selbst für die dichterische und unterhaltende deutsche Erzählungskunst unter dem Gesichtswinkel der Gegenwart eine scharfe Zäsur in der Stellung zum Leben und seinen Fragen überhaupt. Nur die Jugend selbst, die an jener Anschauung des Lebens als einer Last und eines Leidens nicht absolut teilnahm, setzte über diese Zäsur in hinreißendem Schwünge hinweg und entwickelte sich noch reicher

innerhalb der energischen Auseinandersetzung mit dem Sein und Menschentum, ausgesprochen mit dem Ziele, zur Lebensfroheit aufzusteigen. Die ältere Generation aber wandelte sich, oder glaubte vielfach, sich wandeln zu müssen, reichte jedenfalls der Jugend die Hand, warf wie sie jede Einseitigkeit auf Grund der erkannten Haltlosigkeit ihres absoluten Individualismus hinter sich und strebte wieder mit schöner Gebärde im Strome der einigen Allgemeinheit echter Allseitigkeit nach, so daß man bei Betrachtung der augenblicklichen literarischen Lage das Bild eines einheitlichen Stromes nicht verlieren kann, aus dem sich natürlich die einzelne literarische Erscheinung als Welle gesondert erhebt. Man empfindet das frisch bewegte Leben im Strome; sein mattes Gleiten und Schleichen, das durch allerlei Künstlichkeiten des Wellenschlages vor dem Kriege auffiel, hat so gut wie ganz aufgehört. Man darf sich berechtigten Hoffnungen hingeben.

Ganz in der Zeit und Welt vor dem Kriege wurzelt ein Dichter, dessen Name jetzt, auch in Folge der Verleihung des Fontane-Preises, viel genannt worden ist: Carl Sternheim. Seine „Drei Erzählungen“ (Kurt Wolff Verlag, Leipzig), noch vor dem Kriege entstanden, atmen die Luft stelzensteifer Literatenkunst, streben mit strengster, raffiniertester Stilfreude nach einer Lebensoffenbarung und Erkenntnis nur auf Grund kritischer Verstandeskkräfte. Sie wirken insofern erkältend bei allen seelischen Erschütterungen und sie streifen in der Anschauung fast die Satire, die verneint. Sie bedeuten eine scharfe Absage nicht bloß an die bürgerliche Philisternwelt, sondern an den einfachen Menschen überhaupt, der sich mit seinen Mitteln sein Leben baut und das Dasein nicht nach der höheren geistigen Wirklichkeit über dem Alltag abschätzen kann. Voll grausamer Dramatikerschärfe ist Sternheim in dieser Enthüllung seines Urteils über die Menschen, die er der nadelsharfen Lächerlichkeit klarster Erkenntnis preisgibt. Nur einmal gestaltet er auch, im „Napoleon“ pariserischer Küchenkunst, den Typus, der sich zur inneren Freiheit hindurchringt; sonst geht für Sternheim der Alltagsmensch, typisch gesehen im Bilde eines Schutzmanns, eines eingebildeten musikalischen Genies, rettungslos zugrunde. In Betracht der inneren Einheit der Sternheimischen Motive wie der Konzentration der Erzählungsführung hat der Prager Franz Kafka, dem der ältere Dichter die Preissumme der Fontaneerhung zusprach, von dem Vater des „Bürger Schippel“ gelernt. Seine Novellen „Der Heizer“ und „Die Verwandlung“ (ebenda) sind ganz ähnlich angelegt und durchgeführt auf Grund der Gegensätzlichkeit des bürgerlichen Seins und der höheren geistigen Welt. Aber in Kafka sind stärkere Gefühls- und Gemütswerte lebendig. Seine Kunst kommt insofern zu größerer Wirkung, kann zum Erlebnis (nicht bloß zur Erkenntnis wie bei Sternheim) werden. Besonders in der „Verwandlung“, einer meisterhaften Groteske voll dumpfen Entsetzens über die Unbegreiflichkeit des Seins und der Zusammenhänge von Mensch zu Mensch. Es spricht ein Stück tief pessimistischer Weltanschauung aus dem bewundernswert einheitlich erzählten Werkchen.

Der Grund liegt tief. Unsere neueren und jetzt mehr und mehr zur Wirkung gelangenden Dichter sind sämtlich nicht allein durch die Schule einer verfeinerten Psychologie und Sensibilität gegangen, sondern haben auch alle philosophisch-religiösen Probleme methodisch durchdacht, durchkämpft. In dieser Hinsicht gehört ein Jakob Wassermann bereits der älteren Generation an; seine Welt ist noch ausschließlich die Welt der sezierenden Psychologie, gebannt an ein Erleben und Geschehen in der Umwelt künstlerischen Schaffens und Denkens. Sein neuer Roman „Das Gänsemännchen“ (S. Fischer, Berlin) mit dem Gottfried Bürger-Motiv ist noch durchaus auf psychologischer Kunst aufgebaut, wächst hier öfters zu großer dichterischer Schönheit empor und offenbart ein Kunstideal von seltener Größe, verliert sich als Ganzes jedoch merkwürdig breit ins Empirisch-Einzelne, so daß man mehr und mehr das Gefühl hat: das analysierende Moment in Wassermanns Talent verdrängt das gestaltende. Dennoch bereichert der Roman gerade durch seine psychologisch- und kunsttheoretischen Inhalte. Er gehört freilich nicht zu der Gattung Bücher, die an den Grundvesten des Seins rütteln, denn der erzählte Einzelfall vom Manne, der zwei Schwestern in Liebe besitzt, und vom verkannten Musikgenie hat nichts Typisches an sich. Erst die Erweiterung des einzelnen ins Typische aber stellt die Frage ans Sein.

Wie etwa bei Gustav Meyrinks jetzt viel genanntem „Golem“ (Kurt Wolff, Leipzig). Hier wird gewiß mit wundervoller Phantastik ein Einzelleben in eine alte Sage verknüpft und in eine romantische Umwelt spukhafter Enge und Furchtbarkeit, in die dumpfe Welt des Prager Ghetto und in das Reich blutigen Verbrechens gebannt, so daß sich das Stoffliche des Buches, der erste Anreiz für die meisten Käufer, fast überschlägt. Und doch erhebt sich dieser in die Form eines Traumes gefüllte abenteuerreiche Roman, dessen Mord-, Dürnen- und Spukatmosphäre glänzend eingefangen ist, zu einer geistigen Offenbarung: das Rätsel des Ichbewußtseins in Diesseits und Jenseits, die metaphysische Welt als Gehalt der Menschenseele wird ergründet und zum Bilde einer nach Weisheit strebenden Weltanschauung verwoben. Meyrink enthüllt oft in schauernd schöner Phantastik, oft als bedeutendster Erzähler wie z. B. in der Episode vom Verbrecherbataillon, Abgründe des Seelischen, an denen der einzelne meist scheu vorbeieilt. Und er enthüllt sie mit philosophischer Systematik trotz der starken Bucherung alles Episodischen in seiner einzig- und eigenartigen Romantik.

Die Bucherung des Episodischen kennzeichnet auch Leonhard Franks ersten Roman „Die Räuberbande“. Im Gegensatz dazu ist seine neue Erzählung „Die Ursache“ (Georg Müller, München) durchaus systematische Konzentration und darum viel stärker in der Wirkung als das erste Buch, das bereits das bedeutende Talent Franks verriet. Dieser Dichter wird, wenn er erst einmal über das Thema einer durch Lehrerstumpfsinn hingemordeten Jugend hinausgewachsen ist, bei seiner Selbstzucht noch Bedeutendes leisten. Die elementare Leidenschaftlichkeit, die auch aus der „Ursache“, dieser qualvollen Behandlung eines Mordes und seiner Sühne, quillt, dies Gefühl für höchsten Lebensjubiläum

und tiefste Seelenwundtheit, dies inbrünstige Streben nach hoher Geistigkeit und reiner Menschlichkeit, sind die fruchtbaren Teile von Franks Wesen, die sich, so hoffen wir, von den bitteren Phantasten und Erlebnissen nicht überwinden lassen, sondern zur bejahenden Sachlichkeit hindurchringen. Zu einer Sachlichkeit etwa im Stile der jungen Dichter und Maler, die sich „Werkleute auf Haus Nyland“ nennen.

Ihre Sachlichkeit hat freilich auffallende Grenzen. Sie erweist ihr neues, ihrem Grundsatz gemäß anonym erschienenenes Werk: die Finanznovelle „Der Fenriswolf“ (Eugen Diederichs, Jena). Ich muß gestehen, die „eisernen Sonette“ der Werkleute waren mir lieber. Hier ist die Kunst doch gar zu sehr in die Gewalt eines Verstandesprogramms gezwängt, das nicht einmal neu ist. Denn im Grunde bedeutet die erhobene Forderung nach reinsten Sachlichkeit nur eine Wiederholung einstigen naturalistischen Strebens. Die Mittel, die stilistischen, sind freilich andere geworden. Sachlichkeit sowohl in der Aufzeichnung des tatsächlichen Seins wie auch in der Offenbarung des geistigen Seins und der Dynamik der betreffenden Sache „ohne Sentimentalität und Mätzchen“ — strebt sie nicht jeder künstlerisch arbeitende Dichter, der alle Publikumswirkungen verachtet, an? Ich habe das Gefühl, als sei der „Fenriswolf“, der den Geschäftsbriefwechsel eines Bankkonsortiums zum Zwecke der Ausnutzung norwegischer Wasserkräfte und den Kampf gegen das Staatsmonopol in lebendiger Steigerung und Handlung wiedergibt, zum größten Teil als Protest gegen Kellermanns „Tunnel“ entstanden, gegen den die Novelle künstlerische Vorrechte hat, weil sie gegen eine falsche Romantik angeht, wenngleich man doch spürt, wie auch die „Werkleute auf Haus Nyland“ ein leise romantisches Verhältnis zur Gegenwart haben. Immerhin kann es nicht schaden, wenn die Forderung nach Sachlichkeit einmal wieder geschmackvoll wie hier erhoben wird, zumal da sie sich auch als Ergebnis des Kriegserlebens mehr und mehr herauskristallisiert.

Mehr als uns wohl tut, hat Clara Viebig bisweilen den ihr sonst so gut anstehenden Stil der Sachlichkeit verlassen. Auch in ihrem neuen Buche „Eine Handvoll Erde“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin) kommt sie nicht ganz ohne die Requisiten der Unterhaltungsliteratur aus. Aber diese kleinen Mängel verschwinden doch ganz neben der Größe der Anschauung und der Aufgabe, der Gesinnung und der Idee dieses lebensvollen Buches, das ein Ruf an die Öffentlichkeit ist, der nicht ungehört verhallen darf. Clara Viebig leistet hier Vaterlandsdienst auf ihre großzügige Weise. Sie schafft aus tiefstem Erleben und reinsten Erbarmen ein ergreifendes Epos von der Sehnsucht des Großstadtmenschen nach einem eigenen Fleckchen Erde in freier Luft und froher Sonne, nach einem Stück Natur als Eigenbesitz, ein Epos von der Sehnsucht, die in Berlins Laubenkolonien so gesunden und doch so traurig-trostlosen Ausdruck findet. Clara Viebig kann diese Sehnsucht gestalten, wie sie im Volke und wie sie in bessergestellten Kreisen erscheint. Und sie gestaltet sie als lebenbeherrschende

Realistin, deren kraftvolle Charakterisierungskunst die edle Frauengröße und verführende Menschenliebe des Romans zu hoher Schönheit emporführt, so daß ihr Werk von tiefgreifender Wirkung ist.

Wie anders nimmt sich neben diesem sozialen und menschlichen Ernst der Viebig Lily Brauns neues Buch „Lebensucher“ (Albert Langen, München) aus, ein Buch, von dem viel versprochen worden ist und das so wenig hält. Lily Braun hätte es noch nicht veröffentlichen, es noch mehr ausreifen lassen sollen. So läßt es unbefriedigt, kalt, wirkt gemacht und halbfertig. In der Erfindung nicht neu und wenig originell: die Entwicklung eines reichen Adligen mit deutsch-italienischem Blut durch alle geistigen, seelischen, sinnlichen Stufen unseres Zeitalters hindurch bis zur Verzweiflung am Leben und die Rettung des Helden durch den Krieg, der den Wert des Lebens offenbart, für den der Held nun gern sein Leben opfert, ist der Roman in der Ausführung allzusehr von der Gunst der Stunde abhängig geschaffen; er steigert sich bisweilen zu hinreichenden Schönheiten, besonders in den Liebeszenen, verliert sich aber ebenso oft auch in geschmacklose Romanhaftigkeiten und schale Theoretik. Überall dort, wo Lily Brauns Leidenschaft aufbrausen darf, erreicht sie berausende symphonische Wirkungen, sie wird zudem wenigstens nie langweilig wie etwa der Schweizer Hans Ganz in seiner genau den gleichen Vorwurf behandelnden Erzählung „Peter, das Kind“ (Zürich, Rascher u. Cie.), ist nicht pedantisch wie Ganz, aber sie hat darum auch öfter um so mehr daneben, so daß ihre Kunst bisweilen zweifelt an ein Makart-Bukett erinnert. Es ist ein Jammer um Lily Brauns hervorragendes Talent; soll man dieser erfolgreichen Frau aber noch Selbstzucht predigen? Sollte sie sie nicht schon aus Selbsterkenntnis erstreben?

Der Dichterin in mancher Beziehung verwandt ist Kurt Münzer. Sein neuer Roman „Menschen von gestern“ (Georg Müller, München) hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt wie Lily Brauns Buch: die geistig-psychologische Welt vor dem Kriege und die Wirkung des Krieges in ihr. Aber Münzer will nicht gleich ganz Deutschland umfassen; er beschränkt sich auf Berlin, auf Berlin W, er beschränkt sich insbesondere auf eine eindringliche Behandlung der Frauenfrage, der sexual-psychologischen Liebeswelt, der Geschlechtsbeziehungen, während Lily Braun vor allem die Gestaltung der kultur-ethischen, religiös-sozialen Geisteswelt erstrebte. Kurt Münzer fasziniert häufig durch blendende geistreiche Ideenfülle, die zu jedem Thema sofort Stellung zu nehmen weiß; er wird dabei nie trocken, nie langweilig, weiß all seinen Phantasten, Vorstellungen, Gestalten, Geschehnissen die Farbe des wirklichen, wenn auch exzentrischen Lebens zu geben; sein Buch ist zweifellos interessant und fesselnd. Freilich: die künstlerische Gestaltung eines tieferen Erlebnisses gibt der Roman nicht; er behält doch viel von der Unterhaltungsart, die nach Wirkung sucht, so ehrlich Münzers Streben nach höheren Zielen auch ist. Aber wer eine stofflich-überreiche Darstellung der Gesellschaftswelt von Berlin W aus der Zeit vor dem Kriege wünscht, wird durch Münzers Buch nicht enttäuscht, wenn er vielleicht auch den Schluß des

Romans ablehnt, da in ihm der Krieg doch gar zu sehr von der sensationellen grauenhaften Seite und in der Art eines bis zum Ekel gehenden Naturalismus bewältigt worden ist.

Man scheidet von Lily Brauns und Münzers Büchern mit aufrichtigem Bedauern. Beide wollten den großzügigen Zeitroman geben, den wir heute ersehnen, beide waren auf ihre Art dafür befähigt, beide aber gaben nur halbfertige, journalistische Werke, weil sie auf die Wirkung der Aktualität ihres Stoffes nicht verzichten wollten.

Zeit lassen, innerlich ausreifen: wie mancher Geist, der heute gangbare Unterhaltungsliteratur liefert, hätte uns dann Bedeutendes geschenkt! Aber diese Charakter- und Verhältnisfrage kann man wohl nur von Individuum zu Individuum entscheiden. Auch Arthur Brausewitters Roman „Don Juans Erlösung“ (Braunschweig, G. Westermann) wäre vielleicht über das Episodische, das ihn kennzeichnet, hinausgewachsen. Allerdings fehlt diesem Autor im Grunde doch die echte dichterische Natur. Bei ihm ist ein lebendiges Schriftstellertalent im Werke; er stellt sich eine bestimmte Aufgabe und löst sie nach bestem Können und Gewissen, hier den Liebes- und Lebensweg eines Provinzstadt-Don Juans, früheren Offiziers und jetzt erfolgreichen Hoftheaterdramatikers, der am Anfang des Buches eine große Liebesenttäuschung erlebt, darauf eine Reihe von Abenteuern „durchmacht“, bei denen sein Herz stets bald wieder abgefüllt ist, bis er seine große Liebe erfährt; aber nun ist die betreffende Frau ihm unerreichbar, er muß resignieren . . . Der Titel, die Einleitung ins Don Juan-Motiv ist, wie man sieht, innerlich nicht gerechtfertigt, denn darum, weil ein Mann eine Reihe Liebesgeschichten erlebt, ist er noch lange kein Don Juan. Und tiefer geht hier die Sache nicht. Der Roman löst sich vielmehr in eine Reihe lebendig gezeichneter, hergebrachter Gesellschaftsbilder auf und würde uns gar nichts bedeuten, ginge nicht durch seine Welt die Gestalt jener Frau, an der der Romanheld scheitert; in dieser weiblichen Persönlichkeit hat Brausewetter ein psychologisches Meisterstück geschaffen, dem die Sympathie aller Leser gewiß ist und wodurch das ganze Buch doch noch fruchtbar wird.

Freilich nicht fruchtbar im Sinne der Arbeit von Otto Stetsch, einem Neuling in der literarischen Welt. Sein Ziel ist auch der große Zeitroman. Aber nicht wie Lily Braun, wie Kurt Münzer, sondern wieder von einer anderen Seite her: vom sozial-politischen, sogar weltpolitischen Standpunkte aus sucht er ihn zu gestalten. Er entwirft in seinem wertvollen Buch „Das Gewissen der Welt“ (Cotta, Stuttgart) den Weg eines ostpreussischen Findlings, dessen Jugend in Ostpreußen, die Auswanderung nach Amerika, den Eintritt in die Industrie der Neuen Welt, den Aufstieg zum Journalismus, zum Zeitungsleiter und -besitzer in Chicago und New York und die schließlich Beherrschung der Welt durch seine Zeitung auf Grund seines untrüglichen Gewissens; der Held des Romans stirbt in der Vorahnung des Weltkrieges, Englands Blutschuld erkennend. Eine starke epische Kraft entwickelt sich hier, die die Zeitgeschehnisse und geistigen Zusammenhänge seit

den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart in ein eindrucksvolles Gebilde voll geistiger Lebendigkeit zusammenschweißt. Pietsch hat gewiß von Kellermann, Frenssen u. a. gelernt, aber doch schon den eigenen epischen Klang. Er hat, trotz aller Einwendungen, die man im einzelnen machen könnte, mit ausreichenden Mitteln einen hervorragenden kulturpolitischen Roman geschaffen, der etwa Rudolf Herzogs verfehlten Amerika-Roman „Das große Heimweh“ (ebenfalls bei Cotta) weit überflügelt, dem man aber um seines Ethos willen den äußeren Erfolg Herzogscher Bücher wünscht.

Freilich, etwas Journalistisches, ein Hauch vom Wesen des Unterhaltungsromans bleibt auch dem Werke von Otto Pietsch, wenn man es etwa mit Karl Gjellerups, des Deutsch-Dänen, Roman „Reif für das Leben“ (Diederichs, Jena) vergleicht. Hier atmet man doch wieder die Luft echter Kunst, hier ist kein Streben nach Wirkung und Stoffinteresse, hier ist alles Sachlichkeit, Innerlichkeit, formende Kraft, Schönheit und erlebte Tiefe, abgeklärte Reife. Wie ganz anders sollten wir Deutschen diesen Dänen, der sich zu uns bekennt, aufnehmen und wertschätzen! Stofflich gibt Gjellerup nicht viel Besonderes: dänisches Landleben, Alltagsleben in Gutsbesitzerkreisen . . . Hier liegt die Kunst wieder einmal in der Beleuchtung, in der Art, wie alles gegeben und vertieft wird und in der Offenbarung einer religiös-philosophischen Weltanschauung von eigenartiger, wertvoller Selbstständigkeit. Leise Ironie und webende Erinnerung, das Einzelne und das Ganze sub specie aeternitatis, ein Spiel des Seins und der Menschen, reizvoll, zart und ergreifend-schön in allen Frauengestalten, humorvoll-ernst, realistisch-kraftvoll und gewinnend-temperamentbunt in den Männergestalten. Eine bunte Welt, aber eine Welt, durch die eine Adelsnatur mit feinsten Poesie und gipfelloser philosophischer Lebensüberschau zu uns spricht. Gjellerups Buch gehört zu den Werken, die uns durchs Leben begleiten, weil sie uns immer etwas zu sagen haben. Diese vorsonnige Innerlichkeit und dieser reine Kunstwille, diese bis ins letzte erworbene Weltanschauung, allen echt germanischen Künstlern eigentümlich, sind unausschöpfbare Quellen der Lebensbereicherung.

Auch unter deutschen Dichtern haben wir ähnliche Persönlichkeiten wie Gjellerup. Etwa Julius Havemann mit der lächelnden Ironie und sicheren Menschenkenntnis in seinen beiden Novellen „Glücksritter“ (G. Grote, Berlin), die die verschlungenen Liebes- und Phantasiewege eines Dichterlings und die Narrenenerlebnisse einer Erbschleicherin mit höchster literarischer Kunst gestalten. Oder Heinr. Wolfg. Seidel mit seiner dunklen Melancholie, durch die die Sonne des Humors noch im „Vogel Tolivan“ blügend brach, während er in seinen neuen Novellen „Ameisenberg“ und „Die spanische Nacht“ (ebenda) voll ernster Elegie unter soviel Larven die Seelen sucht und deren Liebesschicksal ergreifend schön und erschauernd-rätselvoll formt. Oder auch Adele Gerhard, diese zarte, vornehme Erscheinung unter den deutschen Dichterinnen, die sich gegen Lily Brauns leidenschaftlich-blutvollen Lebensüberschwang, gegen Clara Viebigs realistische,

breit-soziale Art, wie ein Bild der feinsten Gesellschaftskultur abhebt. Dabei ist sie aber voll tiefster Innerlichkeit, stets ergriffen vom seelischen Schicksal. So erlebt sie auch den Krieg in ihrem neuen Buch. Ein wunderbares, tief gesehenes Motiv: der Gegensatz zwischen dem Egoismus der Liebe, die nur dem Ich und dem Du gehört, und der Hingabe des Kriegers an die Allgemeinheit. Man muß die Novelle „Der Ring des Lebendigen“ (G. Westermann, Braunschweig) lesen, um zu erkennen, mit welchem Takte dies Motiv zu lebensvoller Schönheit und zu einer großen Idee in einem Einzelschicksal ausgestaltet ist. Wohl selten ist eine Kriegsnovelle so frei von aller Effekthascherei zu einer geistigen Tat emporgewachsen, die vielen Deutschen heute etwas bedeuten wird.

Außerlich an den Krieg anknüpfende Werke erhalten wir ja täglich in erschreckender Unzahl. Aber sie sind uns leider zumeist nichts als eine andere Art der Unterhaltung. Selbst wenn Streben nach Tiefe wie bei Eilhard Erich Pauls „Der Hüter Israels“ (Hamburg, G. Schloßmann) spürbar ist — es wird freilich wieder zerstört durch die konventionelle Art der Grundanschauungen bei Pauls oder der Form bei Rudolf Greinz, der in seinen neuen Tiroler Dorfgeschichten „Die kleine Welt“ (Stadmann, Leipzig) die allbekannten Ausschnitte aus dem Tiroler Bauernleben gibt, teilweise mit Einbeziehung des Krieges; man liest sie gerne wegen ihrer gesunden Kraft und Natürlichkeit, zu gutem Zeitvertreib oder um einer netten Stimmung willen. Darüber geht auch Karl Linzen mit seinen lose geknüpften Erzählungen „Aus Krieg und Frieden“ (Rempten, Jos. Kösel) nicht hinaus: gut wiedergegebene Stimmungen, Erinnerungen, Liebesgeschicksale und ein paar Kriegserlebnisse, insgesamt von einem romantisch-verträumten Gemüt gesehen, aber doch im Grunde genommen leicht oberflächlich, nicht emporquellend aus erlebten Seelentiefen, nicht fördernd im großen Sinne.

Dies Ziel muß man Joseph von Lauff, dem jetzt Sechzigjährigen, doch immer zugestehen. Sein neuer Roman „Anne-Susanne“ (G. Grote, Berlin), der die Liebesgeschichte in einer niederrheinischen Tuchmachersfamilie voll hinreißender Leidenschaft erzählt, hat wieder jenen Zug ins Große, ins Schicksalhafte. Landschaft, Menschen, Geschehnisse und Erlebnisse erscheinen hier, von starker Phantasie beleuchtet und kraftvoller Bildhauerschaft plastisch geformt, wieder als elementare Naturgewalten, die mit erschütternder Dramatik die Einheit der Liebeskraft im Menschen offenbaren. Lauff schafft auf Grund einer instinktfirmeren Mannheit und Männlichkeit, er verniedlicht nichts, eher brutalisiert er; das mag manches zarte Gemüt abstoßen, aber letzten Endes ruft er doch Bewunderung hervor, weil Ehrlichkeit und Sachlichkeit dahinterstehen. Die Probe darauf ist leicht zu machen, wenn man einmal seine Schilderkunst im einzelnen nachprüft.

Dieser leidenschaftlichen Art gegenüber versagt ein Rudolf Presber so gut wie völlig. Zumal in einem so schwachen Buche wie dem „Der Rubin der Herzogin“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), einer ganz sorglos hingeworfenen Vergnügungsdampfergeschichte herkömmlichen Stils, die vielleicht nur durch den

schonoddrigen Humor in der Menschenbeobachtung für die übrige Schablone der Erfindung einigermaßen entschädigt. Von ihr ist auch Ganghofer in seinem neuem Roman „Die Truze von Truzberg“ (G. Grote, Berlin), einer Rittergeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, nicht ganz frei zu sprechen. Aber wie ist hier doch letzten Endes die Kunst der Erzählung ausgereift, nichts ist so hingehauen wie bei Presber, und wie spricht hier doch eine grundgütige, lebenswürdige Persönlichkeit aus dem Erzählten. Wirklich wertvoll ist der Roman vollends durch seinen köstlichen Humor in der Schilderung der alten Ritterwelt, einen Humor voll so herzswarmen Schalks, wie man ihm sehr selten in deutscher Literatur begegnet; man kann sich deshalb über den Erfolg des Romans, der unseren ersten Zeiten daheim und im Felde echte Heiterkeit schenkt, nur freuen.

Eine etwas reichlichere Portion dieses Ganghoferschen Humors wünschen wir Viktor Fleischer, dessen „Wirt vom Berg“ (Fr. W. Grunow, Leipzig) eine gute Erzählungskunst offenbart. Wird Fleischer noch etwas kräftiger, so werden wir bedeutende Bücher von ihm erhalten. Er ist originell in der Erfindung, sachlich in der Ausführung, vornehm im Geschmack — es fehlen nur noch die blutvollen Farben und die Fesselung wäre größer; gerade Fleischers gepflegter Art wünschen wir Erfolg. Denn Sorgsamkeit müssen wir vom Schriftsteller wie Dichter verlangen, sonst überfällt man uns wieder mit Marlitt- und Heimburg-„poesten“ nach der Art von Fritz Gangers „Altem Klang“ und „Rosenhaus“ (ebenda) oder von Christiane Kaxels „Maria Dolores“ (ebenda). All diese nur für die anspruchsloseste Augenblicksunterhaltung bestimmten Bücher, unter denen W. Poells Geschichten „Das verhängnisvolle Honorar“ (ebenda) noch wenigstens lustig-vergnügt sind, blieben besser der Buchform fern, nur dem Zeitungsfeuilleton vorbehalten. Denn sonst ertöten ihre verbrauchten Klischees und abgeklapperten Stoffe noch vollends den letzten Rest Geschmack, den jene Kreise noch haben, die zu solchen Büchern greifen.

Der Gefahr, dieser Unterhaltungsart zu verfallen, entgeht hoffentlich die überaus begabte, seit kurzem so erfolgreiche Thea von Harbou, die bei anhaltendem künstlerischen Streben einmal Wertvollstes leisten wird. Ihre neuen Novellen „Masken des Todes“ (Cotta, Stuttgart) bestärken unsere Hoffnungen erfreulich. Diese Geschichten des Grauens, die das Thema des Todesmoments nach jeder Richtung hin variieren, stützen sich zwar noch auf die hergebrachte Pointenschablone, sind aber in Erfindung und Ausführung doch schon zumeist so neu und selbständig, daß man sich dem Erzählten willig hingibt. Es ist freilich noch mehr Erschütterung durch das vorgetragene Geschehen und Erleben, durch den Stoff, es bleibt noch jener feinere Kunstgenuß aus, der von Werken vermittelt wird, die mit wirklich gepflegter Kultur und Gestaltungskraft geschaffen sind.

Etwa wie Anselma Heines Novellen: „Fern von Paris“ (Fleischel u. Co., Berlin) oder wie Georg Hermanns Roman „Heinrich Schön jr.“

(ebenda). Hier ist ganz bewußtes Können am Werke. Beide Autoren wissen stets im voraus die Wirkung ihrer Gestaltung und sie benutzen dies Wissen so takt- und geschmackvoll, daß die Lektüre ihrer Bücher zu einem seltenen Genuß für den Kenner wird, zumal für den Freund bestimmter kultureller Atmosphären — etwa der Epoche Ludwig des Vierzehnten bei Anselma Heine oder der Biedermeierzeit bei Hermann. Das tiefer Menschliche ertrinkt aber bei beiden glücklicherweise nicht im Kunstgewerblichen: das seelische Schicksal des elsässischen Landedelmannes und der elsässischen Musikantentochter bei Anselma Heine sowie das der bezaubernden Antonie Schön bei Hermann ergreifen und begleiten uns wie eigenes Erleben, werden unser persönliches Eigentum, so daß beide Werke, Produkte hoher literarischer Kultur, als echte Dichterwerke zu uns sprechen und uns den Geist vergangener Zeiten eröffnen, der heute noch in Versailles und in Potsdam spürbar ist, wenn auch unser Verstand verschiedene Stellung dazu nimmt.

So offenbart das literarische Leben überall neue treibende Kräfte, eine ansehnliche Höhe des epischen Könnens und hinsichtlich der Wirkungen und Erfolge eine erfreuliche Gesundheit des Schaffens, der Lebensoffenbarung und des Urteils. Die Lebensenergie ist entscheidend für all die Neuerscheinungen von Sternheim und Meyrink an bis Georg Herrmann und Ganghofer hin: ihr Zusammenklang ergibt ein geistiges Leben, das wohl zu unserem heutigen ernststen Tag paßt, der sich erst später in der Dichtung offenbaren kann.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichtersfelde West, Sternstraße 56.
 Fernsprecher des Herausgebers: Amt Dichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6610.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 88/87.